Als Macbeth der Geist Bancos erschien, mußte ihr ähnlich zu Mute gewesen sein.

„Es ist Jacquot," sagte der Handschuhmacher, „wir haben ihn in der Hauptstadt von einem Vogelhändler ausstopfen lassen, um Ihnen damit ein Geschenk zu machen. Nicht wahr, Sie nehmen es freundlich an?"

Was blieb mir anderes übrig.

Daß mein Abenteuer mit Verlobung und Hochzeit schloß, ist wohl selbstverständlich. Berthe ist die beste aller Frauen; ich bin der glücklichste Mann.

Jacquot sieht als Begründer unseres Glücks von seiner Stange herab.

Eines Tages, noch während Berthe und ich zärtlich zusammen saßen, sah mein Lieb zufällig auf den Papagei und meinte:

„Es war doch eigentlich reizend."

„Das will ich meinen!"

„Wie kann man an der Gicht nur so plötzlich sterben?"

„Das ist ganz einfach," meinte ich, „sie war eben bis zum Herzen gedrungen" ... und dann küßte ich mein Frauchen so, daß sie nicht weiter an den Papagei denken konnte.

Und es heißt, daß jedes Verbrechen hienieden seine Strafe findet!

Mir war entschieden Böses mit Gutem vergolten worden!

Eine neu entdekte tote Stadt.

Wirklich wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht" werden auf den Leser die folgenden Zeilen wirken, die aber trotz ihres phantastischen Inhalts den Vorzug haben, nur völlig wahrhaftige, genau nachgeprüfte Angaben zu enthalten. — Im Winter 1908-09 veröffentlichte die in Kairo erscheinende „Egyptian Gazette" einen Bericht über die Auffindung einer uralten, unbewohnten Stadt mitten in der Sahara, dem wir das Wichtigste entnehmen.

Mehrere Araber vom Stamme der Senussi, die mit einer Karawane von Tripolis aus den Nil erreichen wollten, wurden von räuberischen Beduinen überfallen und mußten unter Preisgabe ihres sämtlichen Eigentumes fliehen. Auf dieser Flucht gelangten einige von ihnen sehr weit nach Süden in Teile der Sahara, die völlig unbewohnt sind und auch von keiner einzigen Karawanenstraße durchschnitten werden. Die völlig erschöpften, von Durst gepeinigten Leute glaubten sich in der wasserarmen Wüste bereits verloren, als sie eines Abends, nachdem sie mit ihren letzten Kräften einen seltigen Höhenzug überschritten hatten, vor sich im Tale die Kuppeln und Türme einer Stadt im Lichte der untergehenden Sonne aufleuchten sahen. Anfangs glaubten die Araber, nur durch eine Fata Morgana getäuscht zu werden. Je mehr sie sich aber näherten, desto deutlicher traten alle Einzelheiten der vor ihnen liegenden Baulichkeiten aus der schnell zunehmenden Dämmerung hervor. Und bald befanden sie sich in den Straßen einer Stadt, deren Dächer zumeist mit Kupfer eingedeckt waren und die seit Jahrhunderten verlassen zu sein schien. Mehrere Tage hielten die Araber sich in dieser toten Stadt auf, bis sie sich soweit erholt hatten, um die Rückkehr in bewohnte Gegenden antreten zu können. Nach endlosen Mühsalen langten sie in Kairo an, wo man ihren Schilderungen von den Wundern der toten Stadt zunächst keinen Glauben schenkte. Doch verschiedene Gegenstände, die sie aus der Märchenstadt mitgenommen hatten und die von Archäologen geprüft wurden, sprachen für die Wahrheit ihrer Angaben. Namhafte Aegyptologen begannen sich bald für die Sache zu interessieren, und besonders der amerikanische Gelehrte Dow Covington war es, der dann den Plan befürwortete, eine Expedition nach der Kupferstadt auszurüsten, da man inzwischen auch in alten Schriften einen Anhalt für das tatsächliche Vorhandensein der toten Stadt gefunden hatte. Wahrscheinlich dürften die von den Arabern bis ins einzelne beschriebenen Tempel mit ihren Kupferdächern ptolemäischen Ursprungs sein. Wenigstens nimmt dies Professor Maspero, der bekannte französische Aegyptologe, an, dessen Einfluß es auch zuzuschreiben ist, daß die Mittel für die Expedition nach der Märchenstadt schnell aufgebracht wurden. W. K.

Die Frau in Japan.

In einem Schulbuch, das in japanischen Mädchenschulen Verwendung findet, ist über die Pflicht der „modernen Frau" folgendes zu lesen: „Es ist die tägliche Pflicht der Ehefrau, ihren Gatten mit freundlichen Blicken und lieben Worten zu empfangen, wenn er nach Hause zurückkehrt. Sie muß ihm stets Freude bereiten. Wenn sie ihm bei seiner Arbeit hilft, so hat sie ihm strengen Gehorsam zu leisten, und in der Häuslichkeit muß sie jeden Zank und Streit vermeiden. Wenn sie ihm widerspricht, so darf dies nur in ruhiger und demütiger Weise geschehen." Weiter: „Mangelnde Harmonie zwischen der Mutter des Gatten und ihrer Schwiegertochter rührt in den meisten Fällen von dem Ungehorsam und der Pflichtvergessenheit der letzteren her." Was sagen dazu unsere Modernen?

Medizin die urälteste Fakultät.

Ein Doktor der Rechte und ein Doktor der Arzneikunde stritten sich um ihren wissenschaftlichen Rang. „Der meinige ist der älteste", meinte der Jurist, „denn Kain erschlug den Abel, und dies war der erste Kriminalfall." — „Wohl wahr," erwiderte der Arzt, „aber älter ist die Wegnahme einer Rippe vom Urvater Adam, und dies war eine Operation."

Der Pantoffel.

ist zwar auch im Abendlande zu einem Inbegriff der Ehrerbietung geworden: der Pole trinkt bekanntlich aus dem Schuh seiner Dame, und Ehrfurcht, doch mehr Furcht als Ehr', läßt man in allen Landen dem ehelichen Pantoffel angedeihen. Aber größere Bedeutung noch steht den Pantoffeln des Morgenlandes zu. Ein indischer Häuptling verehrt ein Paar, auf deren Sohlen sein Bildnis gestickt ist, dem er seine Unterwürfigkeit bezeigen will, und bittet, der Fürst möge ihm die Gnade erweisen, ihn mit Füßen zu treten!

Was zu viel ist, ist zu viel.

Emil Schulze in Leipzig, Albertinerstraße, ist schwergesegneter Familienvater. Vierzehn Kinder betreuen und dabei ab und zu noch Humor haben, das mache ihm einer nach. Eines läßt sich nun Schulze nicht nehmen: nämlich vorm Abendbrot vom Küchenfenster aus seine Kinder, die den ganzen Hof allein einnehmen, einzeln heraufzurufen. Die Aufzählung der Vornahmen dauert naturgemäß etwas geraume Zeit, und Schulze gebraucht dazu immer seine Finger, indem er langsam ein Glied hinuntertippt, sobald ein Rufname hinaus geschmettert ist. Als dann eines Tages — es war gerade ausgerechnet vor dem Abendbrot — die unverwüstliche Frau Schulze ihren Gemahl mit der Nachricht beglücken will, daß der fünfzehnte Sprößling unterwegs sei, läuft Schulze entsetzt davon, torkelt zum Küchenfenster, lugt hinaus, sieht gesträubten Haares die Schar derer, die den Namen Schulze bestimmt nicht aussterben lassen werden, lustig unthertummeln und brüllt: Alles, was Schulze heißt, rufkommen!

Zum Raten und Nachdenken.

Nr. 5: Bilderrätsel.

Auflösungen aus Nr. 2 u. 3

Nr. 2: Vexierbild: Man wende das Bild nach links. Mit dem Kopfe an Wange, Hals und Schulter der am Fenster sitzenden Dame anlehnend, hat der Zeitungsleser auf Kopf und Rücken des Kellners Platz genommen. Die Beine werden durch den Kopf und Hals des vor dem Kaffee haltenden Droschkenpferdes gebildet.

Nr. 3: Rechen-Aufgabe: 4 Meter.

Nr. 4. Vexierbild: Stellt man das Bild auf die rechte Seite, so ergibt das Fischnetz die Figur eines Mannes.

Verantwortlich: Peter Becher, Brühl.
Druck und Verlag „Brühler Zeitung, Buchdruckerei P. Becher GmbH. Brühl.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage zur Brühler Zeitung

Nr. 4 | Sonntag, den 25. Januar | Jahrgang 1925

Erinnern.

Immer, wenn im Abendsäuseln Dämmerung sich senkt hernieder,
Werden wach in meinem Geiste längstvergess'ne alte Bilder:
Bilder aus der Kindheit Tagen, wo ich spielt' in Feld u. Anger,
Um den Schmetterling zu jagen, den ich niemals doch gefangen.

Um die Höhen zu erklimmen, Rundblick haltend übers Tal,
Frisch u. froh mit einzustimmen in Waldvögleins Dankchoral,
Um zum Quell mich tief zu bücken u. das Häschen zu erspäh'n,
Um der Blümlein viel zu pflücken für das Kreuzlein auf der Höh'n

Bilder einer sonn'gen Jugend ohne Arg und ohne Harm,
Wie wär ohne euch das Leben ach so öde und so arm!
In des Unglücks dunkler Stunde dringt ihr lind mit mildem Schein
Selig, wer ein Kind gewesen voller Unschuld, fromm u. rein.

Auxilia.

Springflut,

Erzählung von J. Bruns.

Nachdruck verboten.

Hart am Deich, der das Binnenland vor den verheerenden Fluten der Nordsee schützt, steht abseits vom Dorf eine Reihe kleiner Häuser, die von Granatfischern bewohnt werden. Oede und kahl sehen diese hüttenähnlichen Gebäude aus, kein Baum und Strauch will hier so recht gedeihen: denn die rauhen Winde und die salzhaltige Luft machen alle darauf gerichteten Bestrebungen der Menschen wieder zu nichte. Hart und schwer ist der Beruf dieser Leute: täglich zweimal, so wie die Ebbe eintritt, gleichviel, ob bei Tag oder Nacht, bei heiterm Himmel oder bei stürmischem Wetter, müssen sie mit ihren kleinen Schlitten aufs schlüpfrige Watt hinaus nach ihren Fangstätten, um die Beute aus ihren Körben zu holen. Säumen dürfen sie sich dabei nicht, sonst würde die Flut sie überraschen und ihnen die Rückkehr unmöglich machen. Zu Haus werden alsdann die gefangenen Granate sortiert und die größeren gekocht und zum Versandt in Körbe verpackt.

In einem dieser Häuser wohnte der Fischer Luth Luths mit seinem Weib Olwine und 3 Kindern. Er war ein tüchtiger Fischer, ein treuer Gatte und sorgender Vater, sie ein ebenso treues Weib, eine zärtliche Mutter und eine rührige, umsichtige Hausfrau. So hätte die Ehe wohl eine glückliche sein müssen und war es in der Tat auch — bis auf einen Punkt — Olwine verstand das Nachgeben nicht. Sie war das älteste Kind eines andern Fischers und hatte an ihren jüngern Geschwistern die Stelle der früh verstorbenen Mutter vertreten und konnte sich nun nicht daran gewöhnen, ihren Mann anders als jene Geschwister zu behandeln. Wenn er nun nicht sofort nach ihren Worten tat, sondern wohl gar seine eigne Meinung äußerte, und befolgte, so war sie darüber aufgebracht, und dann gab es wohl ein Wölkchen am Ehehimmel.

An einem Maiabend stand Olwine, das jüngste Kind auf dem Arm, vor der Haustür und schaute den Weg zum Dorf entlang. Niemand war zu sehen, und unmutig kehrte sie in die Küche zurück. „Kommt Papa noch nicht?" fragte der fünfjährige Harm, ihr Aeltester. „Nein, noch immer nicht, mein Junge," antwortete die Mutter und setzte für sich hinzu, „sonst ist er immer in einer halben Stunde zurück: jetzt ist er schon zwei Stunden fort und noch nicht zu sehen. Wo mag er nur sein?"

Sie gab den Kindern ihren Milchbrei, entkleidete sie und brachte sie zu Bett. Dann trat sie wieder vor die Haustür, aber ihr Mann kam noch nicht. Er brachte die Granate, den Vormittagsfang, nach dem Dorfkrug, von wo die Körbe sämtlicher Fischer des Dorfes mit einem Wagen zur nächsten Bahnstation befördert wurden. Ungeduldig bereitete Olwine das Abendbrot für sich und ihren Mann und ergriff bald diese, bald jene Arbeit; aber nichts war nach ihrem Sinn. Es verrann Viertelstunde auf Viertelstunde, bis endlich gegen neun Uhr die Tritte ihres Mannes sich auf der Diele hören ließen: Olwine hatte ihn kommen sehen, war schnell in die Küche gegangen, hatte sich Tee eingeschenkt und tat, als ob sie den eintretenden Mann nicht bemerke.

Verwundert schaute er sie an, das war ja ganz gegen ihre Gewohnheit. „Guten Abend, Olwine," sagte er, „'n Abend," erwiderte sie kurz. Schweigend ließ er sich auf dem andern Stuhl nieder und schenkte sich eine Tasse Tee ein, als seine Frau keine Miene machte, solches zu tun. Nachdem sie so eine Weile gesessen, wurde es ihm langweilig, und er fing an, zu erzählen: „Du, im Krug war Bernd Altmer, mein Schulkamerad: er ist jetzt Kapitän, hat aber neulich Schiffbruch erlitten in der Gegend von Australien."

„So," antwortete sie in der vorigen kurzen Weise.

„Was hast Du? Ist etwas Besonderes geschehen?" fragte er nun. Da konnte sie nicht länger an sich halten, lichterloh brach ihr Aerger hervor: „Wenn Du stundenlang im Wirtshaus sitzest, während ich mich plage, da soll ich wohl gar noch freundlich dazu sehen und „liebes Männchen" sagen!"

„Also das ist es," erwiderte Luth gelassen, „sollte ich denn für meinen alten Freund, den ich in Jahren nicht gesehen habe, nicht ein paar Stunden übrig haben? Sag', Olwine, daß das nicht Deine Meinung war."

„Nicht meine Meinung? Wer sagt Dir das? Mit dem kannst Du plaudern und an Frau und Kinder wird nicht gedacht."

„Doch habe ich an Dich gedacht und Bernd von Dir und den Kindern erzählt: er läßt Dich schön grüßen und morgen würde er uns besuchen. Nun sei aber auch wieder gut: was ist denn Großes darum versäumt?"

„So, das weißt Du wohl nicht mehr, daß wir heute abend Kohl pflanzen wollten! Du hast wohl gedacht, ich könnte das allein tun: aber auf einer Stelle kann ich nur sein und habe im Hause so wie so die Hände stets voll."

„Das kann ja morgen geschehen, solche Eile hat's doch nicht mit dem Kohl: darum wird es schon gut gehen."

„Ja, morgen, dann ist es wieder so trocken, daß er nicht aufkommt. Aber das schadet wohl alles nichts, auch wohl nicht, daß Du das sauer verdiente Geld im Wirtshaus wieder vertust!"

„Ich hatte gar kein Geld bei mir und Bernd würde es auch gar nicht zugegeben haben, daß ich bezahlt hätte. Uebrigens würden der eine Schluck und die drei Glas Bier mich auch nicht arm gemacht haben. Aber nun sei still davon; die ganze Angelegenheit ist gar nicht so vieler Worte wert."

„Ja, nur hübsch still sein, so möchtest Du es wohl, aber ich lasse mir den Mund nicht verbieten. Wenn ich recht habe, werde ich es auch dreist behaupten."

„So tu' es meinetwegen," entgegnete er verstimmt, „ich muß auf's Watt. Heute abend haben wir Springflut, die kommt rascher als sonst. Ohnehin haß Du mich mit Deinen Reden länger aufgehalten, als not war. Es ist hohe Zeit."

„Nun soll ich noch wohl schuld daran sein, daß Du zu spät wegkommst und nicht mehr zu den Körben gelangen kannst?"

Nach kurzem Gruß, den sie nur halb laut erwiderte, ging er hinaus über den Deich dem Watt zu. An der Grenze desselben stand sein Schlitten. Ungesäumt kniete er mit einem Bein auf dem niedrigen Schlitten, stützte sich mit den Händen auf einer etwas höheren Leiste, stieß mit dem andern Fuß kräftig ab und fort glitt der Schlitten über den glitschigen Schlamm des Watts in die Dunkelheit hinaus, den fernen Fischkörben zu.

Obgleich die Spuren des Schlittens von einer Fahrt zur andern durch die inzwischen darüber hinweggehende

Flut wieder ausgewischt wurden, machte ihm die Auffindung der Fangstätte, die am Tag durch ausgestellte Baken weithin erkennbar war, auch in der Dunkelheit keine hemmende Schwierigkeit, denn einige ferne Leuchttürme dienten ihm als Richtpunkte.

Als Luth die Haustür hinter sich zuzog, ach, wie drängte es da Olwine, ihm nachzueilen, ihm um den Hals zu fallen und um Verzeihung zu bitten. Sie wußte ja so gut, daß er eine solche Behandlung nicht verdiente. Und dennoch kam sie nicht weiter als bis zur Haustür. Nein, wenn er zurückkam, würde er sie schon um Verzeihung bitten, und wie gern wollte sie ihm dann vergeben. Nach zwei Stunden konnte er wieder da sein, bis dahin wollte sie alles in Ordnung machen, sie stellte die Hausschuhe hin, sie hielt das Wasser im Kochen, um ihn nach der Heimkehr mit einer Tasse heißen Tee empfangen zu können, und was dergleichen kleine Liebesdienste mehr sind.

Aber war heute nicht Springflut? Hatte ihr Mann nicht noch beim Fortgehen gesagt, daß sie rascher komme, als sonst, die Flut, und daß es hohe Zeit sei? Aber nein, sie konnte ruhig sein: aber nein, die 2 Stunden waren noch nicht herum, und ihr Luth kannte das Watt genau und das Meer mit seinen Eigentümlichkeiten, denn schon zu oft hatte er die Fahrt gemacht. So suchte das Weib sich zu trösten: doch die Angst war einmal wach gerufen und trieb sie aus der Haustür hinaus auf den Deich. Aber so angestrengt sie aufs Watt hinausspähte und horchte, vermochte sie nichts zu entdecken. Sie kehrte ins Haus zurück: die 2 Stunden waren verflossen, und mit jeder ferneren Sekunde wuchs ihre Angst. Immer heftiger klagte sie sich an. Was hatte ihr Mann heute denn getan, daß sie so lieblos gegen ihn gewesen war? Einige Stunden war er länger als gewöhnlich fortgeblieben. Aber durfte er sich das nicht gönnen, er, der Tag für Tag sich quälte und mühte für sie und die Kinder? Taten andere Männer das nicht auch und noch viel öfter, und lebten deren Frauen nicht auch glücklich mit ihnen? Ja, lebte sie selbst nicht in glücklicher Ehe? Hatte sie wohl je einen ernstlichen Grund zu klagen? Und nun hatte sie ihn so herzlos empfangen, so von sich getrieben, ohne den üblichen Abschiedskuß — vielleicht auf Nimmerwiedersehen. O, die Folter war zu schrecklich.

Wieder stand sie auf dem Deich und horchte. Diesmal hörte sie Stimmen, aber nicht die ihres Mannes. Sie eilte hinzu. Es waren ihre Nachbarn, die mit ihren beuteladenen Schlitten heimkehrten, die gefangenen Granate auf Karren luden und damit nach Haus schoben.

Olwine redete sie an: „Kommt Luth nicht mit Euch zurück?“ Einer der Fischer erwiderte: „Nein, er ist noch nicht mitgekommen. Als wir die Fangkörbe schon geleert hatten, kam er erst an. Wir haben ihm noch zugerufen, gleich mit uns zurückzukehren und den Fang stecken zu lassen; denn mit der Springflut ist nicht zu spaßen. Was er darauf antwortete, habe ich nicht recht verstanden: aber er blieb noch.“ So sprach der Fischer und ging weiter.

Olwine war schon längst weitergerannt nach der Abfahrtsstelle ihres Mannes. Er war nicht da, wohl aber vernahm sie das dumpfe Tosen der ansteigenden Flut. Sie wußte nicht mehr, was sie tat, eilte aufs Watt hinaus und betete in ihrer Qual: „Barmherziger Gott, strafe mich nicht so hart!“ — „Luth, Luth!“ schrie sie dann hinaus in das näherkommende Getöse, das ihren Ruf verschlang. Schon sah sie die ersten kleinen Wellen herankommen, schon netzten sie ihr die eilenden Füße; die Sinne wollten ihr schwinden. „Luth!“ entrang es sich noch einmal ihren zitternden Lippen. Die bebenden Beine wollten sie nicht mehr weitertragen, sie drohte umzusinken. In diesem Augenblick der höchsten Not vernahm sie ganz in der Nähe den keuchenden Atem eines Menschen, ihres Mannes. „Luth!“ jubelte sie, keines weitern Wortes fähig.

„Olwine, Du hier!“ rief er erstaunt und zugleich erschrocken, „wie kommst Du hierher. Schnell zurück sonst sind wir verloren.“

„Luth, mein lieber, guter Luth, ich kann nicht weiter, eile, rette Dich, aber vergib mir!“ Flehend streckte sie die Arme nach ihm aus.

Ohne ein Wort zu antworten, hatte er sie mit seinen nervigen Armen erfaßt und auf den Schlitten gehoben, was die halb Ohnmächtige willenlos geschehen ließ — und fort gings mit der doppelten Last durch das Wasser, das dem Schiffer bis über die Knöchel reichte. Aber nachher wurde es seichter, endlich blieb es hinter ihm, nun noch eine Strecke übers Watt, und jetzt fühlte er auch schon den sichern Strand unter seinen Füßen.

Erschöpft sank er neben dem Schlitten auf den Sand, zu sehr hatte die wilde Jagd seine Kräfte ermattet; sein Puls hämmerte und der Schweiß floß in Strömen. Unmöglich war es ihm zu sprechen, aber seine Augen waren fest auf seine Frau gerichtet, die noch immer bewegungslos auf den Granatsäcken thronte.

Nach einer Weile kam Olwine zu sich. Was geschehen war, zog an ihrem Geist vorüber: langsam verließ sie ihren Sitz, wankte zu ihrem Mann, kniete neben ihm und begann mit bittender Stimme: „Luth, kannst Du mir vergeben?“

Mild blickten seine Augen, als er antwortete: „Danke Gott, daß wir gerettet sind: fünf Minuten später wären wir beide verloren gewesen.“

„Das habe ich schon getan, aber, Luth, sage mir ein Wort, daß Du mir verzeihen willst: ich kann diese Last nicht länger tragen. Ich verspreche Dir, daß nie wieder ein hartes Wort gegen Dich über meine Zunge kommen soll. Diese Nacht wird mir unvergeßlich sein und mich stets an mein jetziges Versprechen mahnen. Aber sprich!“

„Ja, mein herziges Weib, was soll ich Dir denn vergeben? Die ganze Sache war ja nicht der Rede wert. Daß Du mich lieb hast, habe ich stets gewußt und diese Nacht erst recht erkannt.“

Sanft hielten ihre Arme ihn umschlungen und selig schaute sie ihm in die treuen Augen.

Die Pflicht des Augenblicks.

Von A. Geist.

Es ist keine leichte Aufgabe, die einem Menschen täglich und stündlich gestellt wird, nämlich die, stets die ihm obliegenden Pflichten in dem Augenblick zu erfüllen, wo es erforderlich ist. Man kann für sehr pflichtgetreu gehalten werden, indem man es mit Berufs- und Amtsangelegenheiten sehr ernst nimmt, und doch krankt man an jener Schwäche, das, was eigentlich sofort erledigt werden müßte, weiter hinauszuschieben, und wenn es sich nur um ein Viertelstündchen handelt.

Man könnte es fast eine schwierige Kunst nennen, standhaft und ernst und fest zu bleiben, sich zu überwinden und stets sofort die Pflicht des Augenblicks zu erfüllen, sobald die tausenderlei kleinen Pflichten, aus denen sich das Tagewerk zusammensetzt, an einen herantreten. Es gehört auch ein gut Teil Selbstverleugnung und Energie dazu, um ohne Umschweife stets sogleich das zu tun, was nötig ist. Da heißt es, die Lieblingsbeschäftigung abbrechen, das unterhaltende Buch aus der Hand legen, um einen unangenehmen Gang, eine notwendige, aber vielleicht wenig zusagende Arbeit vorzunehmen. Da gilt es, der Bequemlichkeit einen Riegel vorzuschieben, so manches mal zugunsten anderer einen Wunsch zu unterdrücken, und ungesäumt das Nötige zu erledigen, wenn man auch nicht im geringsten Lust dazu verspürt. Es bedarf oft einer förmlichen Ueberredungskunst, einer Art Zwiesprache mit sich selbst, bis der gute Geist, der mit dem Widersacher da innen, der Eigenliebe, einen harten Kampf ausfechten muß, die Oberhand gewinnt. Eindringlich raunt die eine Stimme: „Erfülle die Pflicht des Augenblicks!“ Aber da meldet sich hinterlistiger Weise eine andere: „Schiebe es nur ruhig noch etwas hinaus!“ Wohl dem, der sich als Wahlspruch jenes erste Wort erwählte! Denn es hilft, schwere Entschlüsse leicht machen, es lehrt Selbstüberwindung, es stärkt den schwachen Willen und gibt dem festen Wollen einen starken Halt. Kleine, unscheinbare Dinge sind es oft, die die Pflicht des Augenblicks erheischt, aber folgenschwer ist oft die Versäumnis.

Was ist es, daß das Tagewerk der Hausfrau so überaus mühevoll gestaltet? Daß es für sie tausenderlei Pflichten des Augenblicks gibt, die gebieterisch ihr Recht fordern, die oft das Ausgeben dessen verlangen, was sie gerade lieber vornähmen. Aber gerade unter den Hausfrauen gibt es viele, die vorbildlich sind, da sie Meisterinnen in der schweren Kunst wurden, das eigene Wohl zurückzustellen über der Pflicht des Augenblicks. Wie gut ist es, einen solchen Wahlspruch stets vor Augen zu haben; es ist hiermit schon der erste Schritt zur Ausführung getan. Gleicht er auch einem harten, unerbittlichen Befehl, da er oft zu einem bittern Muß heranruft, so führt er doch auch reichen Lohn mit sich. Das Befolgen jener Mahnung bedeutet die Krone aller Pflichttreue. Und wer es sich zum Gesetz macht, ihr jede Stunde des Tages gewissenhaft zu folgen, der erringt Siege, die das stille Glück wahrer Befriedigung gewähren.

Aber ist nicht allein das Bewußtsein, nichts versäumt zu haben, der Pflicht des Augenblicks gerecht geworden zu sein, das froh und glücklich stimmt: auch der Nutzen ist so greifbar, tritt so deutlich zutage, daß es doch eigentlich wunderbar ist, wie es oft so schwer fallen kann, nach jenem Wahr- und Merkspruch zu handeln.

Auch für junge, werdende Menschenkinder gibt es keine bessere Wahrheit, um sie ihnen als Richtschnur fürs Leben mitzugeben. Hilft dies auch bei ihnen zur Stärkung des freudigen Wollens, zum fröhlichen Erfüllen der dem Augenblick gehörenden Pflichten. Liegt nicht ein unermeßlicher Wert hierin? Schon früh lernt das Kind, an sich selbst zu arbeiten, den Eigensinn, den Eigennutz, die Eigenliebe zu Grabe zu tragen, und es geht ihm der Begriff dafür auf, was es heißt, andern zu Liebe ein Opfer zu bringen, Opfer der Bequemlichkeit: es lernt, der Notwendigkeit zu gehorchen. Wahrlich, eine gute Schule!

Wenn wir genau darauf achten, wie oft sich alltäglich Gelegenheit bietet, jenem Wahlspruch nachzusehen und sich seiner Stärkung der guten Vorsätze zu bedienen, so würde es uns vielleicht erst zum Bewußtsein kommen, wie unendlich oft wir an einer Art Scheideweg stehen. Wie gut, wenn an diesem Scheideweg ein Wegweiser von uns selbst aufgepflanzt wurde, der uns mit ernster Beredsamkeit zuruft: „Stets der Pflicht des Augenblicks genügen!“

„Du Menschenherz, was ist Dein Glück?
O glaube doch mit nichten,
Daß es erfüllte Wünsche sind,
Es sind erfüllte Pflichten!“

Der Papagei.

Humoreske von E. Fourrier.
Autorisierte Uebersetzung von A. Friedheim.
Nachdruck verboten.

Als eine Eskadron Dragoner nach G. versetzt wurde, kam ich als Tierarzt mit in die neue Garnison. Die Stadt ist reizend, die Einwohner sind freundlich, und die Umgegend ist wunderschön: es gefiel mir in G. ausgezeichnet.

Ich wohnte in der Villastraße im dritten Stock, und von meinem Fenster aus konnte ich das ganze herrliche Panorama bewundern. Jeder von meinen Bekannten, der zu mir kam, war von der Wohnung entzückt, und doch hatte dieselbe für mich eine große Unbequemlichkeit.

Gerade unter mir wohnte als Rentier ein früherer Handschuhmacher. Derselbe besaß einen Papagei, und ich kenne kein Tier, dessen Nähe mir unausstehlicher wäre! Sein kreischendes Geschrei zerreißt einem das Trommelfell. Wenn es spricht, so wiederholt es unausgesetzt denselben Satz: es ist einfach zum Verrücktwerden!

Der Papagei meines Nachbarn war furchtbar häßlich. Da er zu viel zu fressen bekam, so hatte er die Gicht: er konnte sich kaum auf den geschwollenen Krallen aufrecht halten; außerdem hatte er durch eine Hautkrankheit seine Federn zum größten Teil verloren.

„Was kann einen ehrenhaften Kaufmann, der sich zur Ruhe gesetzt hat, nur dazu vermögen, sich einen Papagei zu halten!

Unergründliches Geheimnis!

Das Menschenherz ist und bleibt ein Rätsel! Die Papageienleidenschaft ist mir immer unverständlich gewesen. Man muß wirklich schon gar nicht mehr wissen, wie man dem lieben Gott die Zeit stehlen soll, um daran Gefallen zu finden.

Dieser Papagei war für mich eine Höllenqual. Den ganzen Tag kreischte er und hörte nur auf zu kreischen, um zu sprechen, d. h. um mühsam mit dem Tonfall eines Phonographen ein und denselben Satz, immer denselben zu wiederholen:

„Ist wirklich sehr hübsch, Jacquot.“

Ich hätte ihn erwürgen mögen!

Wenn das Wetter es irgend erlaubte, dann stellte der Handschuhmacher den Käfig des dummen Tieres auf den Balkon, der sich gerade unter meinen Fenstern befand, und sowie ich mich nur zeigte, drehte der Vogel mir seine runden, ausdrucksvollen Augen zu und rief seinen ewigen Satz; die Maschine war aufgezogen, und da war kein Einhalten möglich.

Das konnte nicht so fortgehen, ich wäre verrückt davon geworden.

Ich überlegte, wie ich mich von dem Papagei befreien konnte; wenn er eine nette, kleine Krankheit bekäme, dachte ich! und eine innere Stimme spann den Gedanken weiter: Könnte man nichts dazu beitragen?

Zuerst wies ich diesen bösen Gedanken mit Entrüstung zurück, aber allmählich gewöhnte ich mich an ihn. Mit halben Mitteln ist nichts getan; wenn ich mein Leiden mit Arsenik kurierte? Von diesem Gedanken bis zu einer „Indorikation“, wie es in der Sprache der Gelehrten heißt, war nur ein Schritt.

Ich tat den einen Schritt.

Ich kaufte arsenige Säure: durch die offenen Fenster streute ich vorsichtig ein klein wenig auf die Körner im Futternapf. Dieses Verfahren setzte ich mehrere Tage fort.

Jeden Morgen in aller Frühe war es mein erstes, ans Fenster zu gehen, um nach dem Erfolg auszuspähen. Der Papagei war noch da, lebte noch, und zwar war er entschieden viel frischer als vorher: seine Füße waren nicht mehr so geschwollen, das war ganz klar, und nie hatte die Gicht ihn so wenig gequält: sie war entschieden im Abzug begriffen.

Ich heilte den Papagei! Dieser Verdacht stieg mir auf.

Es fiel mir ein Roman ein, den ich gelesen. Ein Diener, der von einer Rivalin bestochen war, versucht seine Herrin zu ermorden. Er bringt ihr täglich kleine Dosen arsenige Säure bei. Die Heldin ist brustkrank, und das so genossene Gift heilt sie, statt ihr den Tod zu bringen.

In kleinen Dosen genossen, ist Arsenik ein Tonikum!

Die arsenige Säure wirkte auf den Papagei wie ein Heilmittel! Ich trug zur Verlängerung seiner Existenz bei! Das hätte mir als ein Wink vom Schicksal gelten sollen, mich von meinen bösen Absichten abzubringen. Aber dem war nicht so! Im Gegenteil, nun wurde ich erst recht von meiner Wut über das Tier befallen, und ich beschloß, die Dosen zu vergrößern. Ich nahm das weiße Pulver und streute und streute, der ganze Käfig war wie mit leichtem Schnee bedeckt, den der Luftzug aber wieder mit fortführte.

Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und wartete.

Eine Viertelstunde verging, nichts war zu hören, wieder eine Viertelstunde, da plötzlich ... klingelte es heftig an meiner Wohnung: ich mache schnell auf.

Ein reizendes junges Mädchen steht ganz außer Atem vor mir:

„Ach, mein Herr!“ ruft sie erregt, „ich bitte Sie, kommen Sie schnell zu meinen Eltern, unser Papagei stirbt. Mama hat unsern Jacquot so lieb!“

Diesem Schmerzensausbruch meiner Nachbarin gegenüber empfand ich fast etwas wie Reue.

Die Strafe beginnt schon, dachte ich.

Ich folgte meiner hübschen Führerin in aller Eile; die Familie des Handschuhmachers war in Verzweiflung. Mein Erscheinen veranlaßte a tempo den dreifachen Ruf:

„Sie werden unseren Jacquot retten, nicht wahr?“

Jacquot war ein Jammerbild. Diesmal hatte ich nicht vorbei getroffen. Ich versuchte allerdings, ohne jede Hoffnung auf Erfolg, dem Vogel ein Brechmittel beizubringen.

Zu spät!

Das Unglückstier drehte mir sein rundes Auge zu und stotterte mühselig:

„Ist wirklich sehr hübsch ...“

Bis zu dem Wort „Jacquot“ kam er nicht mehr, da war es vorbei.

Ich wollte gehen, als der Handschuhmacher mich zurückhielt.

„Bitte, mein Herr,“ sagte er, „wollen Sie mir sagen, wieviel ich Ihnen für Ihre Bemühungen schuldig bin.“

So skeptisch ich auch bin, ich muß eingestehen, daß mir diese Frage das Blut zu Kopfe trieb. Noch Geld zu nehmen! Ich hätte ja dem Arzt geglichen, von dem man sich erzählt, daß er in der Nähe seiner Wohnung die Passanten mit einem Dolch überfiel, um nachher seine Hülfe anzubieten.

„Sie sind mir nichts schuldig,“ antwortete ich, „ich treibe keine Privatpraxis.“

Und ich drückte mich, so rasch ich vermochte.

Um mir zu danken, machte mir der Handschuhmacher einen Besuch. Ich erwiderte denselben. Die Tochter hatte wunderbare große dunkle Augen, die hatten es mir angetan. Ich kam öfters zu den Hausbewohnern und war bald ständiger Gast dort.

Ich kratze ein wenig auf der Geige; Berthe, so hieß „sie“, spielte ziemlich mittelmäßig Klavier. Wir vereinten unsere beiden Talente. Wir spielten zusammen — aber leider nicht zusammen. Ich sah meine Partnerin an und vergaß darüber, auf die Noten zu blicken; der Takt kam dabei zu kurz, ich hinkte immer hinter her. Des öfteren spielten wir auch zusammen zweierlei, ohne es zu bemerken, was die Eltern nicht hinderte, lebhaft zu applaudieren.

Sie fanden unsere musikalischen Leistungen wunderbar.

„Oh! Das war aber gut durchgeführt!“ riefen sie oft.

Eines Abends kam ich wie immer mit meinem Violinkasten unter dem Arm; plötzlich blieb ich wie angewurzelt auf der Türschwelle stehen. Jacquot, schön gestriegelt, mit glänzenden Augen, saß da kerzengerade in seinem Käfig vor mir.

Ich wich einen Schritt zurück.